

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 21

Artikel: Die Schlacht bei Sempach
Autor: Gotthelf, Jeremias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schlacht bei Sempach

JEREMIAS GOTTHELF

Endlich erwachte Leopold aus seinem unfürstlichen Schlummer und fand es hoch an der Zeit, statt der Liebe zu pflegen, für sein Haus zu sorgen. Er kam nach Zürich, gewann die Herzen, glaubte die Stimmung der Eidgenossen versöhnt. Eines Fürsten liebenswürdiges Erscheinen wirkte auf die derben Schweizer mächtiger als geharnischtes Auftreten mit gewaltiger Kriegsmacht; freundliche Offenheit gewann ihre Herzen, gewaffnetes Drohen weckte ihren übersprudelnden trotzigsten Mut. Nun fiel Leopold rasch, nachdem er die Freunde geteilt glaubte, hinter die deutschen Reichsstädte her, und suchte mit ungeteilter Macht sie zu beugen. Diese suchten Hilfe bei ihren Bundesgenossen in der Schweiz. Die Schweizer wollten lieber mitteln, als den Frieden mit Österreich brechen. Da verstand der Fürst sie unrecht und wollte durch Gesandte sie zu einem Bündnis oder wenigstens zu ewigem Frieden bewegen. Sonst schloß man, des menschlichen Wankens und der Flüchtigkeit der Verhältnisse eingedenk, den Frieden für eine gewisse Anzahl Jahre, nun begann man hinter große Worte kleine Absichten zu verbergen. Da er die Eidgenossen treu ihren Freunden und ungeneigt fand, näher sich mit ihm zu verbinden, als es bereits geschehen, wandte er sich plötzlich an ihre Freunde, die ihm sonst so feindlichen Reichsstädte, fand diese ihrem Vorteil treuer als ihren Freunden, fand den gesuchten Frieden und hatte nun seine ganze Macht frei gegen die Schweizer.

Dem Kriege gingen seine Ursachen voraus, die jede Partei der andern zuzuschreiben weiß; denn wo ist je ein Krieg entstanden, wo nicht immer jede Partei die andere des Friedensbruches bezichtigte? Einen ungerechten Zoll hatte Österreich errichtet. Die Luzerner warfen das Schloß, bei welchem er bezogen wurde, in das Tobel hinab, und nahmen die Entlebucher, österreichische Untertanen, wider Gebrauch und Sitte in ihr Bürgerrecht. Herr Peter hängte die Stifter dieses Bürgerrechts. Man sieht, jeder Teil trug seine Schuld. Aber nun hinreichender Vorwand, der Kriegslust den Zügel schießen zu

lassen; brennende Dörfer, fallende Burgen büßten diese furchtbare Lust. Mit fester Hand hatte Herr Peter am straffen Zügel die Entlebucher gehalten, hatte durch Strenge den Ausbruch zu dämpfen, durch Unterhandlungen den Sturm abzulenken gesucht, die Frucht dreißigjähriger Anstrengung wollte er retten. Umsonst! Umsonst entwickelte der Greis volle Manneskraft, unterhandelte, kämpfte zu gleicher Zeit mit gleicher Unverdroffenheit. Er, der eine, vermochte nichts gegen das, was in allen Herzen brannte und ausbrechen mußte, vermochte nichts gegen das Kriegsfeuer, das in den Kriegslustigen dreißigjähriger Friede genährt hatte. Als er alles umsonst getan hatte, hielt er es nicht für gemessen, daß des Herzogs Vogt sich in eine Burg einschließe und seine Wirksamkeit beschränke auf ihre Verteidigung. Als er der Eidgenossen Andrang vernahm, verließ er Wolhusen und das Entlebuch, sorgte dafür, daß der Eidgenossen Beutelust an seinem Eigentum nicht große Befriedigung fand, und zog sich gegen das Aargau, dort, dem Sitze eines reichen, Österreich ergebenden Adels, dessen Macht zu sammeln und die Ankunft des Fürsten zu gewärtigen, der in eigener Person kommen wollte, die Eidgenossen zu strafen, die ihn, wie er sagte, wider Zug und Recht an seinem Eigentum schädigten. Zugleich trachtete der Thorberger mit all seiner Gewandtheit, vom beginnenden Streite so viele Eidgenossen als möglich ferne zu halten, und namentlich die Berner. Er bot allen geheimen Einfluß, das ganze öffentliche Gewicht seiner Stellung auf, Berns Biedersinn und Staatsklugheit zu bewegen, den Frieden nicht widerrechtlich zu brechen, zu tun, was einer wohlweisen Obrigkeit ziemet: sich nicht fortreißen zu lassen von des Volkes Stimmung, der günstigen Gelegenheit Locken, sondern ehrenfest am Rechte zu halten und treu zu bleiben eingegangenen Verbindlichkeiten. Ob es ihm zuzuschreiben ist, oder ob seine Bemühungen unnötig waren und der biedere Sinn des edlen Rates aus eigenem Antriebe handelte (was wahrscheinlich ist), erzählt diese

Geschichte nicht; aber Bern blieb dem Kriege fern.

Auf dem Stein zu Baden, der Herzoge mächtiger Burg, entfaltete sich nun die ganze Herrlichkeit der kriegerischen Ritterlichkeit damaliger Zeit. Helden aus allen Gauen ritten ein, lagerten ihre Gefolge in der Umgegend, spornten zu raschem Entscheid, harrten ungeduldig des Herzogs. Greise und Jünglinge wetteiferten in der Verachtung des bäuerischen Feindes, erzählten sich ihre alten Taten und ihre jungen Träume, und mochten des Tages nicht warten, der entscheiden sollte, ob glänzender der Ruhm sei, den die Alten besaßen oder der, den die Jungen sich erwerben wollten.

Endlich kam Leopold, ein fürstlicher Held, die Blume der Ritterschaft wurde er genannt, hochgemut und edeln Herzens. Sein Unmut gegen die Bögte war untergegangen im Zorn über die Eidgenossen; die Placereien der Seinen hatte er vergessen über den Feindseligkeiten der Schweizer; er brannte zum Kampf. — Umringt von den berühmtesten Rittern, von einem glänzenden Heere wie selten ein Fürst seines Hauses, zweifelte er nicht am Siege, kein Mann in seinem Heere zweifelte — vergessen war Morgarten. Unschlüssigkeit herrschte, wem der erste Stoß gelten sollte, der Stadt Zürich oder den Waldstätten. Zürich überging man. Der Mut war zu feurig für eine Belagerung, er brannte einer Schlacht entgegen. Zudem war es natürlich, daß der erste Zorn den ersten Urhebern des Krieges, den Luzernern und den von ihnen in Bürgerschaft aufgenommenen Untertanen des Herzogs gelte. Der Thorberger stimmte dazu, er hatte Schweres zu rächen. Er wähnte, im Blute der Entlebucher seines Herrn Gunst, im Schutte verbrannter Dörfer die Vergeltung allfälliger Schuld suchen zu müssen; aber er mahnte zur Vorsicht. Er kannte der Schweizer tollen Mut und an süßer Milch genährte Körperkraft; aber er hoffte viel von Berns Teilnahelosigkeit und der eigenen Kenntnis des Landes. Zum Schrecken Zürichs wurde des Heeres zahlreicherer, aber minder geschähter Teil bei Brugg zurückgelassen. Die Herren zogen durch die freien Ämter dem untreu gewordenen Sempach zu. Ein schöneres, schlachtendurstigeres Heer hatte noch nie den

kleinen See umzogen, in dessen tiefen Fluten das efeu-umrankte Sempach sich spiegelt. Klein ist das Städtchen, aber groß war der Mut seiner Bürger. Indessen wäre es wohl bald erlegen, allein unerwartet erschienen von Zürich her die Eidgenossen, die Zürich, des eigenen Muts sich bewußt, entlassen hatte. Ihre Zahl war klein, aber immer noch hatte in jenen Gauen die kleinere Macht die größere besiegt, sobald die Freiheit auf dem Spiele stand. Daher ein unverweiltes Rüsten zur Schlacht hinter eines Waldes Schatten, dem übermächtigen Feinde verborgen, aber nicht unbekannt.

Nun in dem ritterlichen Heere die Freude des Jägers, der den Bären der gelegten Falle unbeforgt zutrotten sieht, ein übermütig Rüsten, ihn abzufangen, ein gänzliches Vergessen, daß man sich vielleicht des eigenen Lebens zu wehren hätte. Finster sah der Thorberger diese Uppigkeit, er konnte ihr nicht wehren. Durch sein hohes Alter, sein Weilen im Schweizerlande stund er dem Herzog persönlich ferne, genoß sein näheres Vertrauen nicht; die jüngern Ritter flohen den griesgrämlichen Greis, sein Rat fand kein geneigtes Ohr. Wie und wo man schlagen wollte, fragte ihn niemand, und was er ungefragt sagte, hörte niemand. Zudem betrachteten ihn viele als Ursache von Ryburgs Falle durch sein Raten zur Untätigkeit, waren ihm deswegen gram. Im Bewußtsein seines Willens suchte er seine Widersacher nicht, versöhnte sie nicht, sah bitter und schweigend der Torheit zu. Als er am heißen Sommertage die schwer geharnischten Ritter, unbehilflich zu Fuß, von den Pferden steigen, sich in einen schwerfälligen Schlachthaufen — eine eiserne Mauer, schwer zu durchbrechen, aber zum Angriff und zur Verfolgung unfähig — zusammenscharen sah, als er ermaß, wie die Ritter mit ihren langen Waffen, wenn die Mauer durchbrochen werden sollte, im Gedränge sich fast wie wehrlos mußten schlachten lassen, da beschloß er seines Hauses Geschick nicht an diesen Tag zu knüpfen, nicht die Torheit der andern mit seinem Leben zu büßen. Er versuchte mit andern den Fürsten zu bewegen, mit seinem Auge die Schlacht zu lenken, statt daß er, bereits abgesehen, mit seinem Arme sie mitschlagen wollte. Umsonst, der Fürst betrachtete sich als

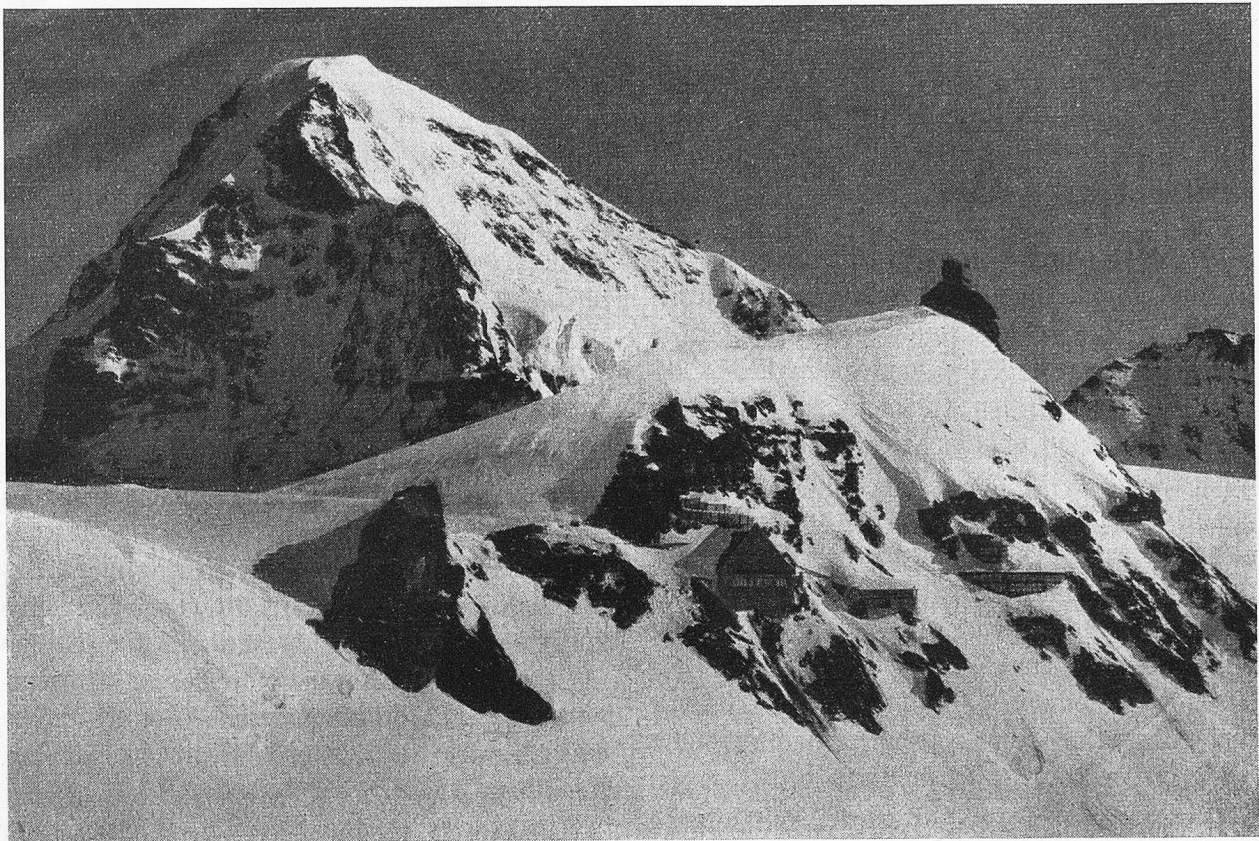
einen Mann, der mit Hilfe der Freunde um das Seine stritt, dem es also nicht ziemt, die Gefahr den andern zu überlassen. Hochgemut stellte er sich in die Mitte der Schlacht, vor sich den freudigen Kern der mannhaften Ritter, um sich die altersgrauen erprobten Ritter seines Hauses, in weitem Kreise die Getreuen aus Städten und Ländern seiner Herrschaft, die meisten des Sieges gewiß, voll Verachtung des Feindes; Hasenburg, der Warner, des Todes gewärtig, wie vor Jahren der Freiburger Bannerherr. Der Thorberger, das Schicksal des Tages ahnend, aber nicht, wie Hasenburg, diesem Schicksal sich ergebend, schloß mit seinen Scharen dem linken Flügel sich an, frei an Seite und Rücken; ihm graute vor dem Gedränge in der Augustsonne Brand.

Die Schlacht begann. Es spießten die Eidgenossen sich an den langen Speeren, der durstige Boden trank immer reichlicher ihr Blut; die Ritter jubelten, glühend in schwerem Eisenkleide, in geschlossenem Helm bei der Hitze des Tages. Da geschah die Tat, die man nicht vergessen, von der man reden wird, so lange man von Heldentaten redet. Winkelried brach die Gasse, und wie durch den gebrochenen Damm des Flusses Fluten strömten, so ergossen, hochgeschwungen Mordart und Morgenstern, die Schweizer sich in die speerlose Lücke mit freien Armen über die gepreßten Ritter her.

Sie fielen trotzig und ritterlich, büßten mit Tod von Bauernhand ihren Übermut. Von Treue und Schlachtenbrunst getrieben, drängte die ganze Masse der Österreicher von beiden Seiten und von hinten dem Strombette zu, in dem die Schweizer wogten. Sie drängten sich selbst unter deren Morgensterne, drängten einander bis zum Ersticken, machten den Gebrauch der langen und schweren Ritterwaffen unmöglich. In heiligem Eifer halfen sie einander, statt zum Siege, zum Tode. Nicht so der Thorberger. Auf jeden Wechselfall gefaßt, sah er alsobald des unzeitigen Eifers Folgen. Mit aller ihm zu Gebote stehenden Gewalt hielt er die Seinen vom gewalttätigen Hineinpressen in den Kampf ab, was ihm nur mühsam gelang. Cuno war nicht zu halten, mit einer wahren Unbrunst suchte er das Zusammentreffen mit den Morgensternen, und erst als

ein schwerer Schlag den Helm ihm zerschmetterte, den Kopf schwer und betäubend verlegt hatte, gelang es der Mühe des Vaters, ihn dem Gedränge zu entreißen. Mit einer tüchtigen Schar löste sich Herr Peter von dem zu einem wilden Knäuel geballten Heere ab, nicht aus Feigheit, sondern in der Besonnenheit des Alters und der umsichtigen Klugheit seiner Natur, die sich nicht blindlings um eines Gefühls willen in den Tod stürzt, sondern wohl berechnet, was einer Sache oder einem Zwecke mehr fromme, Leben oder Tod. Zwischen der Nachhut und dem Heere harrete er festen Fußes der Gelegenheit, zu tun, was not täte. Mit bitterem Weh sah er den Fall der Banner, sah die Flucht der Pferde, die Unmöglichkeit, den Kampf zwischen den schwerfälligen Rittern und den beweglichen Eidgenossen herzustellen. Knirschend sah er den stolzen Adel mit seinem Blute seinen Übermut büßen, büßen die schwere Schuld, zu solch unbesonnenem Kampf den Fürsten verleitet zu haben. Tiefer Schmerz ergriff ihn, als er Österreichs Banner sinkend, den Helmbusch Leopolds nicht mehr, als er den ungezweifelten Sieg der verhassten Länder sah. Aber er hielt fest, fest, als schon die Nachhut geflohen war, er ward der Schirm derer, die dem wirren Kampfe verwundet, ermattet, mutlos sich entwinden konnten. Einzelne Ritter, welche die Hoffnung des Sieges aufgegeben, der Rache auf günstigerem Felde sich sparen wollten, verließen das Blutbad und fanden Schutz an Thorbergers fester Schar. Wenige wurden von nacheilenden Eidgenossen erschlagen, denn die Eidgenossen vergaßen über der Beute den Feind. Die reichen Rüstungen, die goldenen Waffen fesselten sie, wie Kinder das Spielzeug fesselt, wie nie gesehene Pracht jeden fesselt, der zu ihrer Anschauung kommt, dem sie zur Hand gerät.

Als nichts mehr zu retten, nur die eigene Sicherheit zu gewinnen war, zog er sich zurück, der traurige Rest des herrlichen Heeres, kampfunfähig und daher von herumschwärmenden, beuteluftigen Landleuten unangegriffen. Des Thorbergers Besonnenheit rettete Hunderten das Leben, aber wo Heldenmut freudig in den Tod geht, wo Edelmuth getrost sich opfert, da versinkt Klugheit in unrühmliches Dunkel. Die Nachwelt rich-



Jungfraujoeh, Mönch und Sphinx

Phot. Klopfenstein, Adelboden

tet, was die Menschennatur höher ziert, des Verstandes kluges Wägen oder der Begeisterung heilige Flammen.

Nun Jubel und Jammer durchs ganze Schweizerland bis jenseits der Berge, Dank und Klage aus ergriffenen Herzen stiegen zum Himmel empor und zeugten vor Gott, wie die gleiche Hand mit einem Schläge Weinen und Freuen gibt, und beides aus väterlicher Liebe. So inbrünstig und doch so verschieden stiegen wohl nie aus dem Schweizerlande die Gebete gen Himmel, als in

den Tagen nach jener Schlacht. Die Wehklage und die Siegesfreude mischten sich zu schauerlichen Tönen und lösten erst zu reiner Harmonie sich auf an des Vaters Herzen. Die Sorge für die Toten hemmte den Krieg, und erst als Freunden und Feinden die letzte Ehre erwiesen, ihrem Leibe ein geweihtes Grab geworden, ihre Seele Gott empfohlen worden war, begann mit neuer Mut der Krieg, in dessen Strudel nun auch Bern gerissen wurde.

Zum ersten August

Gottfried Keller

Herr der Völker, dem des Himmels Sterne brennen,
Den allein als Gott und König wir erkennen,
Öffne deines Herzens Gründe diesem Land,
Wo ein betend Volk zu dir erhebt die Hand!

Herr! Du weißt, daß ohne Freiheit wir nicht leben!
Ist es möglich, laß' den Kelch vorüberschweben,
Der die Schlange und die Kette in sich schließt
Und den Todestau schon auf die Fluren gießt!

Segne uns're Fahne, segne uns're Lieder,
Segne uns're Freiheit, laß' sie blühen wieder!
Segne du mein Schweizerland, das mit dir stritt.
Siehe, seine Berge beten für mich mit!